nicht aus der Welt schaffen. Denn sie sind legale Kinder des Kapitalismus und werden erst mit ihm sterben. Das sagt der Internationale Arbeiterkongreß zu Amsterdam in seiner Kartell-Resolution, worin es heißt, daß die Kartellgesetzgebung „immer aussichtslos und manchmal reaktionär“ ist.

Wenn sie aber immer aussichtslos ist — und die Vorschläge des Juristentags beweisen es — was wird dann? Professor Klein hat den Gegnern seiner Anträge zugerufen, wenn man nichts gegen die Auswüchse des Kartellwesens tue, so werde die Volksstimmung gegen die Kartelle unwiderstehlich kämpfen. Ganz recht. Und da das Volk erkennen wird, daß vom Boden der heutigen Produktionsordnung nichts Wirksames gegen die Uebel der Kartellwirtschaft getan werden kann, so wird es, um ihrer ledig zu werden, eine neue Ordnung erkämpfen. Es wird als einziges Mittel gegen Kartelle und Trusts die Vergesellschaftung der Produktionsmittel erkennen und ruhig beiseite schieben die wirkungslosen Vorschläge des Juristentages.

Politische Uebersicht.

Des Königs Rock.

Bei den Schilderungen der großen Berliner Parade haben sich die bürgerlichen Berichterstatter auf das herzhafteste abgequält, eine Vorstellung von der „wunderbaren Farbenpracht des militärischen Bildes“ zu liefern, um dem „Volke“ klar zu machen, wie herrlich sich unser „herrliches Kriegsheer“ in Parademiform präsentiert. Aber allen unbefangen Urteilenden ist es schon lange kein Geheimnis mehr, daß der Farbenaufputz, die Fülle der „Auszeichnungen“, alles Glitzernde und Blinkende vielleicht auf liebebedürftige Köchinnen Eindruck machen, im Grunde aber lauter Hohn auf „Kriegsbereitschaft“ sind. Im Ernstfalle wird alles Auffällige an den Uniformen zu einem bequemen Zielpunkte für feindliche Kugeln.

Ganz langsam bricht sich diese Fünfpfennigsweisheit auch bei den militärischen Kritikern Bahn. So veröffentlicht Hauptmann v. Haeften, der dem Großen Generalstabe angehört, in den vom Großen Generalstabe herausgegebenen Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde, einen Aufsatz, der sich mit den Erfahrungen der Engländer im Burenkriege auf dem Gebiete der Bekleidung und Ausrüstung beschäftigt und die bitteren Lehren für die deutsche Armee nutzbar machen will. Die Betrachtungen bewegen sich um zwei Leitgedanken. Erstens: eine Kriegsuniform muß sich hinsichtlich ihrer Farbe dem Landschaftsbilde des Kriegsschauplatzes anpassen, so daß ihre Träger möglichst wenig sichtbar sind, da bei dem Fortfall der Rauchentwicklung beim Schusse hierin das wirksamste Mittel liegt, eine Truppe vor unnötigen Verlusten zu bewahren. Zweitens: eine Kriegsuniform muß hinsichtlich der Wahl des Stoffes wie des Sitzes den höchsten Anforderungen der Bequemlichkeit und der Gesundheitspflege entsprechen, um die körperlichen und seelischen Anstrengungen des Soldaten, die im Kriege und insbesondere im heutigen Gefecht schon ohnehin groß genug sind, nicht noch unnötig zu erhöhen.

Ueber die Berechtigung und Notwendigkeit dieser Forderungen braucht wirklich kein Wort verloren zu werden. Nicht nur die Engländer haben in Südafrika bitteres Lehrgeld zahlen müssen; auch die Deutschen haben in ihrem Kampfe gegen die „frechen Aufständischen“ erkannt, daß die Erfahrung eine teure Lehrmeisterin ist. In den ersten Kämpfen ergab sich ein bedenklicher Verlust an Offizieren. Das wurde erst anders, als sich die Herren Offiziere bequemten, alles Auffällige von ihren Uniformen zu entfernen und sich wie die Mannschaften zu kleiden.

Wie schwer es aber den militärischen Kreisen wird, auf den Uniformflitter zu verzichten, geht daraus hervor, daß allen Ernstes der Vorschlag gemacht werden konnte, es sollten z. B. alle Abzeichen zum Abknöpfen eingerichtet werden. Für die Paraden wollen die Marsjünger prunken, prahlen und glänzen; für den Ernstfall steckt man die ganze Bescherung in die Hosentasche.

Die Tropenausrüstung der Soldaten für die Kolonien ist ein kleiner Schritt auf dem Wege, die Uniformen den Gelände- und Gefechtsverhältnissen anzupassen. Aber so lange noch glitzernde Litzen und Knöpfe, blinkende Helme, „gewichstes“ Lederzeug, spiegelnde Metallteile für die Uniformen und Ausrüstungen der Soldaten „absolut notwendig“ sind, so lange bleibt es Tatsache, daß die Truppen die größte Gefahr mit sich am eigenen Leibe herumschleppen. Wobei auch ernstlich in Erwägung zu ziehen ist, wer den bunten Soldatenstand zu bezahlen hat! Wenn man sich entschließen könnte, allen bunten Paradeflitter von den Uniformen zu beseitigen und sie so einzurichten, daß sie den Erfordernissen der Kriegsbereitschaft entsprechen, würden Ersparnisse gemacht werden können, die sicherlich nicht unbedeutend sind. Unser teures Heer ist doch nicht etwa geschaffen, um von Zeit zu Zeit „glänzende Schauspiele“ veranstalten zu können, die Unsummen verschlingen und nicht einen Groschen wert sind.

Deutsches Reich.

Berlin, 15. September. Von „unterrichteter Seite“ war die Mitteilung gebracht, die Wiedereinberufung des Reichstags sei bereits für Mitte Oktober in Aussicht genommen. Wie die Neue politische Korrespondenz erfährt, ist diese Behauptung unzutreffend.

— Der Minister der öffentlichen Arbeiten in Preußen hat die königl. Eisenbahndirektionen der durch die anhaltende Dürre betroffenen Landesgebiete veranlaßt, von den Standesvertretungen gutachtliche Aeußerungen darüber einzuholen, ob es angebracht erscheint, für **Brotgetreide und Mehl Frachtermäßigungen** eintreten zu lassen. Es sollen hierbei besonders die Fragen beantwortet werden, ob eine Frachtermäßigung eine Erweiterung der Absatzgebiete zur Folge haben würde, ferner, ob für die Landwirtschaft und die Mühlenindustrie durch Herabsetzung der Frachten auf Getreide und Mehl Vorteile zu erwarten seien, und welche Erwartungen die gedachte Maßnahme in allgemeiner volkswirtschaftlicher Hinsicht insbesondere auch in der Richtung einer Verbilligung der Brotpreise haben könnte.

Beschwichtigungen. Auf die schweren Beschuldigungen, die der Farmer Gessert gegen die Gefängnisverwaltungen von Bethanien und Keetmanshoop erhoben hat, antwortet — eine Zeitungskorrespondenz, es sei „alles in tadellosester Ordnung“ und gegen Gessert schwebe ein Verfahren wegen Beamtenbeleidigung. Von einer Ueberfüllung der Gefängnisse sei keine Rede; die Sterblichkeitsziffer hat sich nur 1902 durch eine Dysentrie-Epidemie über das normale gehoben; es sei unwahr daß Kinder unter 11 Jahren zu Gefängnisstrafe verurteilt worden seien. Nur in zwei Fällen seien Kinder unter zwölf Jahren wegen strafbarer Handlungen durch die eingeborenen Polizisten festgenommen, aber bald wieder entlassen worden.

Wenn sich wirklich auch irgend ein Offiziosus veranlaßt gefühlt hat, auf diesem Wege „Beschwichtigungsaktionen“ einzuleiten, so steht doch fest, daß die skandalösen Enthüllungen damit ihre Aufklärung nicht gefunden haben, um so weniger, als die „Richtigstellungen“ durch keine amtliche Stelle beglaubigt worden sind. Auch werden verschiedene schwer gravierende Einzelangaben der Kolonialen Zeitschrift, wie zum Beispiel die, daß die eingesperrten schwarzen Freudenmädchen den weißen Gefangenen gegen Entgeltangeboten worden seien, gar nicht berührt. Es wird nur der Fall eines Zimmermanns Bauer erwähnt, der zu nächtlicher Stunde in das Gefängnis von Keetmanshoop eingedrungen sei, nachdem er den eingeborenen Gefängniswärter betrunken gemacht hatte, wahre Orgien in dem Gefängnis veranstaltet habe und dafür zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt worden sei.

Es wird Sache des Reichstags sein, das Kolonialamt zum Reden zu veranlassen. Eine Verurteilung des Farmers Gessert genügt nicht, dem deutschen Volke, das Opfer über Opfer für die Kolonien zu bringen hat, die Garantie zu geben, daß die deutschen „Kulturpioniere“ auch Träger von Recht, Gerechtigkeit und Humanität sind. Nach den Fällen Arenberg und Kossak hat es ein Recht zum Mißtrauen.

Auf dem Wege zur Kolonialarmee. Dem Vernehmen der Berl. Pol. Nachr. nach wird bei den diesmaligen Etatsvorarbeiten insofern eine Etatsänderung in Erwägung gezogen, als die für die ostasiatische Expedition geleisteten Ausgaben, die bisher im Extraordinarium bestritten werden, auf das Ordinarium übernommen werden sollen. Ob die Erwägung schon für den Reichshaushaltsetat auf 19[illegible] zu einem positiven Ergebnis wird führen können, müsse abgewartet werden.

Was nur wie eine harmlose Verschiebung der Ausgabeposten aussieht, bedeutet in Wirklichkeit, daß die ostasiatische Besatzungsbrigade zu einer ständigen Einrichtung werden soll. Das wäre der Anfang zu der von den Kolonialphantasten heiß erflehten Kolonialarmee — wenn der Reichstag nicht einen Strich durch die „harmlose“ Rechnung zieht.

Südwestafrikanisches. Die Trierische Landeszeitung veröffentlicht den Brief eines Sergeanten vom Stabe des Majors v. Glasenapp, datiert vom 2. August aus Windhoek. In dem Brief heißt es unter anderem: „. . . So ist zum Beispiel in Gobabis (Osten) wiederum eine Typhus-Epidemie ausgebrochen. Auch die nördlichen Abteilungen der Schutztruppe sollen viel unter dieser Krankheit zu leiden haben, desgleichen sollen die Herero durch Siechtum viele Leute verlieren. Unser Marine-Expeditionskorps, das mit 670 waffenfähigen Kriegern ausrückte, ist zurzeit auf 300 felddienstfähige Leute durch Krankheit, Tod und Verwundungen herabgemindert. . . . Gefallen sind von uns bei Owikokorero 1 Offizier, 1 Mann, Okaharandu 33 Mann, 5 davon sind ihren Verwundungen erlegen. Im Norden kommen noch einige Leute hinzu. Mehr noch sind aber dem Wüterich Typhus zum Opfer gefallen, so daß wir ungefähr 80 bis 100 Tote aufzuweisen haben. . . .

Und das alles um eine elende Sandwüste!

Erinnerungswecker, Prinzenreisen und Prinzenausstattungen. Das durch und durch kapitalistische Organ der Leute mit großen Geldsäcken, die Rheinisch-Westfälische Zeitung, erlaubt sich von Zeit zu Zeit allerliebste Bosheiten, die an der Stellen, die getroffen werden sollen, jedenfalls arg verschmerzt werden. Eine solche Bosheit steckt auch hinter einem kleinen Artikel mit der Ueberschrift: „Die aufgeschobene Prinzenreise“, in dem aus Brüssel berichtet wird: Wir meldeten dieser Tage nach uns aus durchaus verläßlicher Quelle zugegangener Information, daß man beabsichtige, auch den in das japanische Hauptquartier abgegangenen Prinzen Karl von Hohenzollern zurückzuberufen, da bekanntlich auch Prinz Friedrich Leopold von Preußen nicht in das russische Hauptquartier abgeht.

Die Meldung wurde durch offiziöse Korrespondenzen aus Nord- und Süddeutschland dementiert. Wir legten die Meldungen jener Stelle vor, von der unsere erste Information stammte, und fordern nunmehr die gehorsamen Diener amtlicher Wünsche auf, einmal bei ihren Auftraggebern nachzufragen, ob jenen nicht etwa zufällig der Inhalt einiger Telegramme an den Prinzen Karl von Hohenzollern bekannt ist, die von amtlicher Stelle auch nach Colombo geschickt wurden, um dem Prinzen bei Eintreffen des Dampfers Sachsen an jenem Hafenplatz übergeben zu werden. Vielleicht genügt diese Andeutung, um plötzlich wieder das Gedächtnis der Herren aus der Wilhelmstraße ein wenig aufzufrischen, denn diese Telegramme enthielten nichts mehr oder weniger als die Aufforderung, vor dem Aufsuchen des japanischen Hauptquartiers zunächst weitere Meldungen abzuwarten und „**die Reise möglichst zu verlängern**“.

Um aber den Herren Offiziösen in jeder Beziehung zur Hilfe zu kommen, wollen wir ihnen auch noch weiter als Erinnerungswecker dienen und sie fragen, ob ihnen nicht auch jener Notenwechsel bekannt ist, **der die 50 000 Mark werte Ausstattung des Prinzen Friedrich Leopold betraf.** Daß nicht eine augenblickliche „nervöse Stimmung“ des Prinzen Friedrich Leopold, sondern ein Wunsch des Zaren der Grund des „Aufschubs“ der Reise des Prinzen ins russische Haupt-Quartier war, hat der Scherlsche Hof- und Staatsanzeiger ja inzwischen aller Welt kund getan.

Wie der Zar dazu kam, einen solchen Wunsch in Berlin laut werden zu lassen, darüber wird uns noch eine andere Version jetzt mitgeteilt. Es soll nicht so sehr der Oberbefehlshaber der russischen Armee als vielmehr der Verkehrsminister gegen die Reise des prinzlichen Militärattachees opponiert haben. Die **Ausrüstung des Prinzen soll nämlich so wenig zu preußischer Einfachheit entsprochen haben, daß zu ihrem Transport drei Eisenbahnwagen (!!!) notwendig gewesen wäre.** Damit war aber das russische Ministerium des Verkehrswesens nicht recht einverstanden und deshalb wandte es sich [illegible] das Ministerium des Auswärtigen und dessen Leiter in seiner „Verzweiflung“ direkt an den Zaren. Nun entspann sich zwischen Petersburg und Berlin **ein reger Notenaustausch.** Es wäre ganz interessant, zu wissen, so schreibt uns unser [illegible] währsmann, ob die Offiziösen ihn kennen — es scheint fast, [illegible] wäre dies nicht der Fall, denn sonst müßten sie offen zugeben, daß die Reise des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen nicht nur aufgeschoben, sondern vollkommen aufgehoben ist. Aus welchem Grunde? — **Mit Ausstattung will man den Prinzen nicht und ohne Ausstattung will wieder der Prinz nicht.**

g. Geistliche als Sozialistentöter. Nürnberger Parsifalsmacher gelang es nach vielen Mühen, in dem Städtchen Ansbach im Bezirkskreise Ansbach-Schwabach einen Sozialdemokratischen Verein zu gründen, dem sofort 30 Mann als Mitglieder beitraten. Dem katholischen Stadtpfarrer Herter bereitete das große Schmerzen, er l[illegible] sich kurzfristig [illegible] Zeug, um dem jungen Verein gleich wieder das Lebenslicht auszublasen. Zuerst suchte er den Lokalwirt zum Bruch seines Wortes zu bewegen, indem er ihm drohte, dafür sorgen zu wollen, daß niemand mehr zu ihm komme. Dann scheute er auch nicht davor zurück, in den Familienunfrieden zu stiften; er ging zu den Frauen und wollte sie veranlassen, ihre Männer zu bewegen, wieder aus dem Verein auszutreten, und allerletzt wurde auch die Kanzel zur Agitation gegen den verhaßten Verein benutzt. In seiner Sonntagspredigt donnerte der kanonisierte Prediger der christlichen Liebe gegen die vermaledeite Sozialdemokratie und wandte sich wieder an die Frauen mit der Aufforderung, ihre Männer nicht in den Verein eintreten zu lassen. Die geistliche Mitarbeit hat bis jetzt nur den einen Erfolg gehabt, daß der Verein ein erfreuliches Gedeihen aufweist.

Scheiden tut weh. Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, hat noch kurz vor seiner Abreise nach Schierke im Harz in Potsdam den Besuch zweier Herren erhalten, die wichtige Akten und Papiere von ihm forderten. Die Akten stehen mit den von Mirbach bisher verwalteten Aemtern, von denen er jetzt entbunden ist, in Zusammenhang. Wie das Berl. Tagebl. hört, hat Frhr. v. Mirbach vorläufig die Schriftstücke noch nicht ausgehändigt und darüber soll es zu lebhaften Auseinandersetzungen gekommen sein.

Man ersieht daraus, wie schwer es dem Frommen geworden ist, von seiner „gesegneten Sammellebestätigkeit“ Abschied zu nehmen. Er hofft immer noch, man werde ihn eines schönen Tages mit Pauken und Trompeten wieder zurückführen.

Unter hermetischem Verschlusse. Wie die Braunschweiger Neueste Nachrichten erfahren, ist am Montag der Leutnant Hemmann vom Meininger Infanterie-Regiment von dem Kriegsgericht der 22. Division zu Kassel wegen Beleidigung Vorgesetzter, begangen durch seinen Militärroman: Carries Briefe an einen Freund, zu mehrmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt worden.

Martha sie zum Katholizismus bekehrt habe. Das, was sie ihrem rechtmäßigen Gatten nicht gewährt hatte, tat sie nun, um sich die Liebe eines Liebhabers für immer zu sichern. In ganz Paris sprach man noch von der Pracht, die bei der Taufe dieser fünfundvierzigjährigen Jüdin in der Madeleinekirche entfaltet wurde, und ihre Schönheit, ihre Tränen hatten alle Herzen erschüttert.

Diese große, rührende Zärtlichkeit schmeichelte Gerard noch immer, allein schon stellte sich bei ihm der Ueberdruß ein; er hatte einen Bruch versucht, indem er Zusammenkünften auswich, und begriff wohl, was sie mit ihren flehenden Blicken von ihm verlangte.

„Ich versichere Sie, meine Mutter hat mich keinen einzigen Tag von ihrer Seite gelassen,“ wiederholte er, bereits schwach werdend. „Natürlich wäre ich glücklich gewesen —“

Wortlos fuhr sie fort, ihn anzuflehen, und Tränen erschienen am Rande ihrer Lider. Seit einem vollen Monat hatten sie sich nicht mehr in dem kleinen Hinterzimmer, in der Rue Matignon, getroffen. Aber er war so gut und schwach wie sie, und so gab er, über diese Minute des Alleinseins verzweifelt, unfähig, sich noch lange zu weigern, endlich nach. „Also heute nachmittag, wenn es Ihnen recht ist. Um vier Uhr wie gewöhnlich.“

Er hatte die Stimme gedämpft, aber ein leichtes Geräusch ließ ihn den Kopf wenden und zusammenfahren wie ein bei einer Schuld Ertappter. Camilla, die Tochter der Baronin, trat ins Zimmer. Sie hatte nichts gehört, aber das Lächeln der beiden Liebenden, selbst das Beben der Luft ließ sie alles begreifen; also abermals ein Rendezvous drüben in der Straße, die sie im Verdacht hatte, und zwar noch heute. Ein befangenes Schweigen entstand, unruhige, böse Blicke wurden gewechselt.

Camilla war dreiundzwanzig Jahre alt, ein tief brünettes, halb verwachsenes Persönchen; ihre linke Schulter war höher als die rechte. Sie glich weder ihrem Vater noch ihrer Mutter: es war einer jener unvorhergesehenen Zufälle in der Familienvererbung, die bewirken, daß man sich fragt, woher sie kommen können. Ihr einziger Stolz waren ihre schönen, schwarzen Augen und ihr wunderbares, schwarzes Haar, das, wie sie sagte, bei ihrer kleinen Figur ausgereicht hätte, sie ganz einzuhüllen. Aber die Nase war lang, das Gesicht nach links geschoben, das Kinn spitz und die Züge waren wie gedrückt. Der schmale, geistreiche, boshafte Mund verriet den angehäuften Groll, den perversen Zorn, der in diesem häßlichen und über seine Häßlichkeit wütenden Mädchen steckte. Das Wesen, das sie in der Welt am meisten verabscheute, war entschieden ihre Mutter, diese verliebte Frau, die so wenig Mutter war, die sie nie geliebt, sich nie mit ihr beschäftigt und von der Wiege an der Sorge der Dienerinnen überlassen hatte. Auf diese Weise war zwischen den zwei Frauen ein wahrer Haß entstanden; bei der einen war er kalt und stumm, bei der anderen tätig und leidenschaftlich. Die Tochter haßte die Mutter, weil sie sie für schön hielt, und weil sie sie nicht nach ihrem Ebenbilde geschaffen, ihr nicht jene Schönheit gegeben hatte, mit der sie sie zermalmte. Ihre tägliche Pein bestand darin, daß man sie nicht begehrenswert fand, daß die Wünsche aller, wie sie fühlte, noch ihrer Mutter zuflogen. Da sie eine amüsante Bosheit besaß, hörte man ihr zu und lachte; aber die Blicke aller Männer, selbst der jüngsten — vornehmlich die der jüngsten — kehrten hierauf zu dieser triumphierenden Mutter zurück, die nicht altern wollte. Da nun hatte sie mit ihrer wilden Energie beschlossen, ihr den letzten Geliebten zu rauben und diesen Gerard, dessen Verlust sie zweifellos töten würde, zu heiraten. Dank den fünf Millionen, die sie als Mitgift erhielt, fehlte es ihr nicht an Freiern; allein das schmeichelte ihr nicht, und sie pflegte mit ihrem bösen Lachen zu sagen: „Bei Gott, für fünf Millionen würden sie sich eine aus der Salpetriere* holen.“ Dann begann sie in Gerard, der sich in seiner Herzensgüte freundlich zu dem halben Krüppel benahm, selbst verliebt zu werden. Ihre Verlassenheit tat ihm leid, und nach und nach nahm ihn die dankbare Zärtlichkeit gefangen, die sie ihm erwies; der schöne Mann fühlte sich glücklich, hier Gott zu sein, sie zur Sklavin zu haben, und in seine Bemühungen, mit der ihm bereits lästig gewordenen Mutter zu brechen, mischte sich sicherlich der Gedanke, sich von der Tochter heiraten zu lassen. Das hätte etwas wie einen sehr bequemen Abschluß gebildet; freilich gestand er sich dies noch nicht ein, da er sich schämte, und sein berühmter Name, alle die Verwicklungen, all die Tränen, die er voraussah, ihn beengten.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Satire. Berliner Himmelsbörse. Der katholische liebe Gott: „Mir geht es furchtbar schlecht, Herr Kollege. In Frankreich hat man mir alles genommen und mich aus dem Lande vertrieben.“ — Der protestantische liebe Gott: „So, so? Na, kommen Sie mal nach Berlin; da hat mein Mirbach eine Aktiengesellschaft „Gott, König, Vaterland u. Co.“ gegründet. Vielleicht kann er für Sie auch etwas tun.“

* Hospital in Paris für alte, kranke und gebrechliche Frauen.